

*»Es gibt ein Bild von Klee, das Angelus Novus heißt. Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen, und seine Flügel sind ausgespannt. Der Engel der Geschichte muß so aussehen. Er hat das Anlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammensetzen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügel verfängt hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.«*

Walter Benjamin

Der Blick zurück auf die stürmische Reformzeit – auch des Museumswesens – mag einen angesichts der neuen Prächtigkeit in nostalgische Stimmung versetzen. So verständlich solche Gefühle sein mögen, sie sind zutiefst unhistorisch. Wir können uns nicht in die Vergangenheit verlieren, weil uns die Zukunft mit einem gewaltigen Sog nach vorne zieht. Ich habe deswegen die 9. geschichtsphilosophische These Walter Benjamins an den Anfang dieses Beitrags gestellt. Mein Blick zurück erfolgt durchaus in Kenntnis des Sturms, der den Engel der Geschichte vorwärts reißt.

In der Adenauerzeit war das Bildungswesen in der westdeutschen Republik verknöchert und verkalkt. Heute wissen wir, daß alle Neuanfänge, die nach '45 versucht worden sind, schon zu Beginn der 50er Jahre ersticken. Wer in dieser Zeit die Schule ertragen hat, wer unter ihr gelitten hat, kann ästhetische Signale von damals, die heute wieder gesendet werden, nicht mit Vergnügen sehen – wie dies die Jüngeren ohne solche Erfahrungen tun. Was der eine als neu, als Innovation erlebt, ist dem anderen eine Erinnerung an Unerfreuliches. Die 60er Jahre sind die Inkubationszeit für den Aufbruch zu Ende des Jahrzehnts. Pichts Wort vom »Bildungsnotstand« war in aller Munde, Kanzler Erhard verglich die unruhigen Künstler mit »Pinschern«, Adenauers Begräbnis schließlich war eine medienwirksame Inszenierung, nur noch durch Fürstenhochzeiten zu überbieten. Trotz allem war es eine Zeremonie voll Verheißung.

Die internationale Studentenbewegung kann schließlich als das äußere Zeichen eines die gesamte Gesellschaft ergreifenden Reformwillens beschrieben werden. Dem selbstgenügsamen Wursteln der Wissenschaftsdisziplinen, bei dem Fakten um ihrer selbst willen gehortet wurden, stellten die jungen Kritiker die Frage nach dem »Warum?«. Die Kongresse wandelten sich zu Foren des Diskurses; auf den müden Veranstaltungen heutigentages träumen die einstigen Kontrahenten von den produktiven Auseinandersetzungen. Ich erinnere nur an die spektakulären Kämpfe. Der 29. Deutsche Historikertag in Regensburg akzeptierte auch sozialgeschichtliche Fragestellungen, die Kunsthistorikertage in Köln und in Hamburg

konnten eine Revision des Kunstbegriffs nicht aufhalten. Thema der Volkskunde wurde nicht nur die bäuerliche, sondern auch die proletarische Kultur. In allen Fällen war das Resultat eine Erweiterung des Gegenstandsbereichs. Der Streit darüber hinderte oft die weitergehende inhaltliche Diskussion.

Zu der Reform der Wissenschaften kommt die Reform der Bildungsinstitutionen: Gesamtschule und Rahmenrichtlinien mögen als Stichworte für die Schule genügen; im Bereich der Erwachsenenbildung wurden neue Gesetze entwickelt und schon verwässert, Professionalisierung des Unterrichts in der Volkshochschule war eine Forderung. Kindergarten, Theater, Berufsausbildung – alles konnte zum Thema werden. Die Wissenschaft von der Vermittlung, die Didaktik, stieg zur Schlüsseldisziplin auf, die Lehrerausbildung wurde angekurbelt. Auch das Museumswesen unterzog man einer Revision. Ausstellung als Curriculum, Lernausstellung, didaktische Präsentation, Museumsdidaktik, Museumspädagogik – das waren die Zauberworte.

Ich möchte – weil sie nicht untypisch ist – meine eigene Entwicklung in diesem Kontext darstellen. Museumsbesuche (wie auch Theater- und Zoobesuche) gehören seit meiner Kindheit zu meinem Leben. Bei Reisen (und das war in den 50er Jahren noch langsam), hielten meine Eltern immer an Kunstwerken, bei Wochenendausflügen gab es immer kulturelle Ziele. In unserer Bekanntschaft lebten einige Künstlerinnen und Künstler. Atelierdiskussionen erregten mich.

Mit meinem Kunstgeschichtsstudium wurden Museen zum Arbeitsplatz. Aufenthalte von vielen Stunden waren selbstverständlich, zur ständigen Ausstellung kam zunehmend das Magazin – was allgemein zugänglich war, lernte ich als die Spitze des Eisberges kennen. Nach meinem Studium kämmte ich mit einem Forschungsstipendium die Graphischen Sammlungen Europas durch, Schausammlungen benutzte ich nur noch zu Spaziergängen in der Mittagspause.

Ordungssysteme der ständigen Ausstellung, also jenes Teils, der den Besuchern zugänglich war, waren recht unterschiedlich. Meist nach Gattungen: Gemälde, Skulpturen, Kunstgewerbe. Gemälde und Skulpturen waren nach Schulen unterteilt, Kunstgewerbe oft nach Material. Je nach Sammlung ein Raum Porzellan, ein Raum Silber usw. Die heimat- oder volkskundlichen Sammlungen bevorzugten die Aufteilung nach Arbeitsgruppen: Bauern, je nach Landschaft, Handwerk vom Bierbrauer bis Kufner, alt allerdings mußte es sein, wenn möglich ausgestorben. Die heute kokett vorgetragene Metapher von der »Müllhalde«, gar dem »Schrottplatz« der Geschichte, paßt zu vielen Museen der damaligen Zeit.

All die Dinge, die europäische Museen zeigen, vom Gemälde über die Skulptur bis zum Saurierknochen und dem chinesischen Bronzegefäß sind so Teil meiner Gefühle geworden. Als Kind lernte ich die Museen der Heimatstadt kennen, als Heranwachsender kamen deutsche, schweizerische und italienische hinzu, im Studium wurde Europa, seitdem auch andere Erdteile einbezogen. Immer ist es das gleiche Milieu. Von der Schließung am Montag zum Gang in die Verwaltung. Der Katalogkauf gehört deutlicher zum Besuch als die Cafeteria. Bilder, Gemälde, Skulpturen, Geräte: das alles sind liebe Bekannte, denen sich Neuentdeckungen hinzugesellen. Es ist ein großes emotionales Bezugssystem, allein gelenkt durch mit den Jahren wechselnde Sympathien, Affekte, Interessen. Es gibt Kollegen, die diesen Selektionsprozeß für einen rationalen halten. Ich bin Rationalist genug, um einem solchen Unsinn nicht zu verfallen.

Wer so glücklich groß werden konnte, wer so einen Traumberuf hat – der braucht keine Museumsdidaktik. Am liebsten sind ihm leere Museen, allein mit den Dingen, an ihnen arbeitend, sie also betrachtend; auf jeden Fall ist die Beziehung zu den Objekten libidinös besetzt, bei jedem in seiner Weise – da stören Präsidentenbesuche genauso wie Schulklassen. So gesehen brauchten weder ich noch viele Menschen, die ich vor oder während meines Studiums in Museen traf, eine Reform.

Aber konnte man es nicht auch anders sehen? Konnte man nicht meinen, daß die Schönheit der Dinge, die Wahrheit der Dinge, die Sinnlichkeit der Wahrheit, für mehr als die wenigen ausreicht? Wenn es eine Methode gäbe, die emotionale Erziehung, die wir genossen haben, Jugendlichen und Erwachsenen weiterzugeben, sollte man sie nicht erarbeiten? Wäre das nicht ein Beitrag zu einem lebenswerteren Leben? Brecht hatte schon recht: Es galt, aus dem kleinen Kreis der Kenner einen großen Kreis der Kenner zu machen. Dies geschieht heute wie damals am überzeugendsten durch personale Vermittlung. Aber wie sollte man das schaffen: so wenige gegenüber so vielen. Das Problem war ja, daß viele der politisch Verantwortlichen zwar von Kennern redeten, jedoch keine waren. Sie verwalteten die Kennerschaft, ihnen ging es jedoch eher darum, aus dem kleinen Kreis der Kulturbürokraten einen großen Kreis zu machen. Wir wußten das, denn der Umgang mit der Kulturbürokratie war ja unser Alltag. Aber wir konnten unser Ziel nur mit den Bürokraten erreichen, wir waren bereit, Pragmatiker zu werden. Und da unsere Gefühle für die Dinge, unsere Liebe zu dem, was wir zeigen wollten, keine Grundlage für die gemeinsame Politik sein konnte, mußte gedacht werden. Nur der rationale Diskurs, ehrlich oder taktisch geführt, konnte die Basis für Handeln herstellen, konnte Handeln kritisch begleiten.

Das Wissen kleiner, geschlossener Zünfte wollten wir veröffentlichen, weil wir glaubten, es wäre ein Beitrag zu einem lebenswerten Leben. Das war der genau so naive wie pathetische Beginn etwa der Reform des Historischen Museums Frankfurt. Die Liebe zu den Dingen verband die Generationen – die Bürokraten haben das nie verstanden. Sie zogen Verschwörertheorien vor. Zur visuellen Umsetzung wurde ein Designer bestellt. Er hatte kein besonderes Interesse an den Dingen selbst, er hatte aber einen Raster. In den paßte er alles ein. Ein Podest konnte nicht mehr beliebig hoch sein, es war 30, 60, 90, 120 usw. Als Kompromiß wurde noch 15, 45, 75, 105 usw. angeboten. Damit war die Welt schon erheblich übersichtlicher und berechenbarer geworden. Und dann hatte er noch eine Idee: er wollte Zeichen machen, Verkehrszeichen der Geschichte, mit 25 bis 30 Zeichen sollte die Geschichte auf die Begriffe gebracht werden. Wir mußten mit dem Mann leben, hätten wir uns ihm verweigert, er hätte auch den Inhalt konzipiert. Er kannte da keine Probleme. Also versuchten wir, aus seinem Raster, seinen Zeichen das beste zu machen.

Das Resultat war verblüffend. Die Leute faszinierte es, ein Museum zu betreten, das ähnliche ästhetische Signale wie der Flughafen Frankfurt aussandte. Sie konnten sich in der fremden Welt des Museums orientieren. Der erste Schritt war erfolgreich getan.

Bei einem solchen Konzept erinnerten sich die klügsten Frankfurter Kritiker der lokalen Schule: Sie warnten vor der Dialektik der Aufklärung. Indem wir die Dinge – auch ästhetisch – systematisiert und erschlossen hätten, machten wir sie verfügbar. Und natürlich hatten sie recht. Ohne das Wort kann das Widerwort nicht gesagt werden. Aber soll man aus Angst vor dem Widerwort das Wort nicht sagen? Wir

freuten uns auf das Widerwort, wir waren neugierig. Nur so konnte die gesamte Tätigkeit einen Schritt weiterkommen.

Es gab jedoch auch Widerworte, die aus dem Gestern kamen; sie kamen von jenen, die die gelungene Öffnung verdammt. Es sei der Tod der Jahrhunderte alten europäischen Museumsidee. Sie hielten nichts davon, daß das vermittelt werde, was sie zu wissen vorgaben oder wußten. Sie wollten Orte der Andacht. Wir haben das Bild des »Musentempels« dafür benutzt. Wir hatten damit den klassizistischen, sterilen, aseptischen Tempel gemeint. Denn die wirklichen Musen und die vitalen Tempel, in denen körperliche Lust zum Kultus gehörte, wollten wir nicht bekämpfen, es gab sie gar nicht mehr. Heute würde ich statt »Lernort oder Musentempel« »Lernort oder tote Hose« formulieren, wobei ich mir die tote Hose durchaus im edlen Schnitt und aus feinsten Stoffen vorstellen kann – wie etwa das Frankfurter Architekturmuseum.

Doch dann gab es eine zweite, sehr starke Gruppe von Gegnern. Sie fürchteten den Schilderwald. Sie kamen sich vor all dem Wissen zu dumm vor. Der Philister denkt nicht gern. Dummerweise sagt er das aber nicht, er sagt jedoch, er will »Spaß«. Seine Zukunft heißt: »brave, new world«, er sucht die »fun-society«. Und ich werde den Verdacht nicht los, daß die Bauten der neuen Prächtigkeit in Frankfurt, Köln und Düsseldorf, teilweise auch in Mönchengladbach, für diese Philister gebaut sind. Fußgängerpassage, Kaufhaus, Freizeitcenter unterscheiden sich kaum von den Museumsbauten. Und da hatten unsere Kritiker von damals, die in Frankfurt zur Schule gegangen waren, recht behalten: es ist alles verfügbar geworden. Die Modeworte ermöglichen den »small talk«, der den Diskurs simulieren soll. »Was kommt nach der »Spurensicherung?« fragt aufgeregt ein Kulturdezernent. Es gilt, die Nase vorn zu haben: wo sie ist, ist egal, vorn muß sie sein.

Doch auch die neue Prächtigkeit ist nicht das letzte Wort, auch sie wird ihr Widerwort erfahren, in das sie eingeht, wie das Lernmuseum in sie eingegangen ist. Die Bauten sind nun einmal da, manchmal recht hübsch, manchmal weniger. Jetzt gilt es, aus diesen Bauten etwas zu machen. Die Karawane der Architekten zieht weiter. Und Museumsleute wußten sich schon überall einzurichten, auch postmoderne Gebäude müßten für gute Ausstellungen benutzbar zu machen sein. Leben in die tote Hose, auch wenn sie noch so fein ist! Die wirkliche Auseinandersetzung findet mit der »fun society« statt. Wir haben uns in der Museumsreform – wie auch in der Reform anderer Institutionen – um diese Auseinandersetzung herumgemogelt, indem wir – sehr abstrakt – von »wahren Bedürfnissen« und von »falschen Bedürfnissen« geredet haben. Wir haben immer verlegen zu Boden geguckt, wenn man uns vorwarf, im Kern argumentierten wir moralisch. Dabei hätten wir uns vor diesem Vorwurf gar nicht zu fürchten brauchen. Es ging ja auch nicht primär um Moral, es ging um ein Angebot, mit dem großen Vorrat an Denkmälern der Kultur und der Natur produktiv zu arbeiten. Die überlieferten Dinge, die tot und fern erschienen, durch Erklärungen so zu vitalisieren, daß Besucherinnen und Besucher sie zu Erfahrungen ihres eigenen Lebens machen könnten. Natürlich muß dieses Angebot unter Einsatz aller Mittel gemacht werden. Es gibt kein Medium, von der Schrifttafel bis zu »talking heads«, das eo ipso schlecht wäre. Doch die Medien haben im Dienst zu stehen. Das authentische Objekt unterscheidet das Museum vom Panoptikum, vom Film, von Disney-World, vom Theater. Von all diesen Orten können Museumsleute lernen, doch sie dürfen sich nicht in Konkurrenz zu ihnen begeben. Wenn ich eine

Phantasiewelt mit »talking heads« sehen will, dann gehe ich nicht ins Museum, dann fahre ich nach »Phantasialand« und besteige die »Chinesische Rikscha«, eine Art Geisterbahn, nur tausendmal besser. Museumsleute, die sich in Konkurrenz zu solchen Institutionen begeben, müssen scheitern, 1. als Show-Arrangeure, 2. als Museumsleute. Kreativität und Geld müssen in den Dienst der Vermittlung der Objekte gestellt werden, ihres authentischen Charakters. Das Angebot des Museums an seine Besucherinnen und Besucher kann nicht die Abfolge von Gags sein. Die Gegenstände müssen in ein visuell nachvollziehbares, inhaltlich begründetes Bezugssystem gebracht werden. Ein chinesisches Sprichwort sagt: »Um aus einem stumpfen Beil eine Nadel zu machen, braucht es nichts anderes als Arbeit.« Die Verlebendigung der Geschichte, die Rekonstruktion subjektiver und objektiver Geschichte, muß von jedem Individuum selbst geleistet werden, sie läßt sich nicht nebenbei gewinnen. Wir hatten damals nicht den Mut, klar von dem Museumsbesucher diese Arbeit zu fordern, wir hatten Angst, »elitär« genannt zu werden. Doch was bedeutet Brechts »aus einem kleinen Kreis der Kenner einen großen machen« anderes, als aus der kleinen Elite eine große zu machen? Das Museum als Lernort forderte nicht nur von den Besuchern Arbeit, es setzte sie auch instand, sie zu leisten. Im Gegensatz zu der von den Neokonservativen geforderten »Leistung« ist solche Arbeit jedoch selbstbestimmt. Die Eliten der Wende haben wir vor 20 Jahren »Fachidioten« genannt. Ihnen müssen wir eine Elite entgegenstellen, die ganzheitliche Qualifizierung anstrebt.

In der Diskussion über den »Lernort« waren wir immer deswegen in der Defensive, weil »Lernen« so negativ besetzt ist. »Lernen«, dieses Wort löst bei den meisten Menschen qualvolle Erinnerungen an ihre Schulzeit aus, »lernen«, das fand man schrecklich. Die kleinkarierte Frankfurter Kulturmafia, gegen die wir das Historische Museum verteidigen mußten, hatte hier wohl besonders traumatische Erfahrungen. Als wir die Ausstellung »Arbeiterjugendbewegung« machten, lernten wir allerdings andere Menschen kennen; die alten Arbeiter hatten in ihrer Jugend die Erfahrung gemacht, daß ihnen das Bürgertum die Chance vorenthielt zu lernen, und so lernten sie zum Trotz, eigneten sich an, was sie nicht bekommen sollten: Sachs und Schiller. Sie studierten auch – immer nach einem 8-Stunden-Tag – ihre eigene Geschichte, lasen Franz Mehring und erwanderten sich die Schauplätze des Bauernkrieges. Von diesen alten Menschen lernten wir, unsere Forderung nach Arbeit, nach lustvoller Arbeit im Museum, offensiv zu formulieren. Allerdings: Für junge Menschen von heute hat sich die Lage verändert. Welche Kultur enthält ihnen denn das Bürgertum vor, was sollten sie sich im Trotz zu den Eliten erstreiten? Um es als Kalauer zu formulieren: Welche Bildung vermißt ein Lehrling, wenn er sich mit Herrn Dr. Kohl vergleicht?

Unverhofft sind wir in der Mitte der Wendezeit, in unserer Gegenwart angelangt. In der Reformzeit um 1970 waren wir mit den Setzungen der Tradition kritisch umgegangen. Das, was sich der Modernisierung in den Weg stellte, hatten wir beseitigt. Dabei waren wir biografisch tief in der Tradition verwurzelt, ich habe versucht, das in der Einleitung an meiner eigenen Geschichte zu verdeutlichen. »Unter den Talaren, Muff von tausend Jahren«, das war das Spruchband, das kreuzbrav aussehende Studenten vor Magnifizenzen und Spektabilitäten in voller Montur hertrugen. Die von Traditionen befreite – oder, das ist genau so wahr: die der Traditionen bebraute – Universität konnte zur Fabrik von Spezialisten werden – der Weg zum »High tech« war frei.

Analog ist auch die Entwicklung des Geschichtsmuseums zu beschreiben: Die verstaubten Elfenbeintürme haben wir entrümpelt, gereinigt, von der Tradition befreit, sie betretbar gemacht. Damit haben wir jedoch auch ihre Sperrigkeit beseitigt. Sie wurden mit der Sinnfrage konfrontiert, und vor dieser Frage konnte vieles nicht mehr bestehen. Phasenweise ist es gelungen, die Museen zu Orten zu machen, in denen die Sinnfrage erörtert wird. Dies liegt nicht im Interesse der »Wende«. Die Neokonservativen wollen den Diskurs, die Erfahrung im Diskurs, durch Erlebnis ersetzen; das Museum soll Sinn stiften. Dafür muß jedoch das ganzheitliche Konzept der Reformbewegung verlassen werden, in dem versucht wurde, Wissenschaft, Politik und Ästhetik zu vereinen und in Bezug zum Leben zu setzen. Das seiner Tradition beraubte Museum kann aus dem gesellschaftlichen Kontext ausgekoppelt werden. In einem sich ständig beschleunigenden Prozeß technologischer Entwicklung mit riesigen sozialen Folgeproblemen fällt dem Museum, vor allem dem Geschichtsmuseum, die Aufgabe zu, historische Identität zu stiften. Diese Aufgabe kann es nur symbolisch übernehmen: Deswegen ist die Ästhetik von Wissenschaft und Politik abgekoppelt worden, nur im ästhetischen Bereich kann noch das Erlebnis von historischer Identität vermittelt werden. Die vorgegebene Deutung unseres geschichtlichen Ortes steht nicht mehr zur Disposition. So erscheint es mir als eine tiefe Symbolik, daß die neue Prächtigkeit in Frankfurt mit dem Bau eines Architekturmuseums begann. Hätten wir nicht die Tradition lächerlich gemacht, dann wäre diese Gründung kaum möglich gewesen, denn das »Museum« besaß bei Baubeginn keine Sammlung. Wenn ich das, was ich meine, bis zur Kenntlichkeit entstelle, dann sage ich: zuerst wurde das Architekturmuseum gebaut, dann folgten die Architekturen, die Gehäuse, die es sammelte. Das Museum als ästhetisches Erlebnis des Sinns großangelegter Bautätigkeiten.

Für einige Zeit wird die Problemstellung der Wendezeit storniert werden. Mit dem Anschluß der DDR kann einen Augenblick lang vertuscht werden, daß das Wachstum seine Grenzen erreicht hatte – Modernisierung wird auf breitester Front in den unterentwickelten Provinzen eingeführt werden. Doch in den sozialen Unruhen der Zukunft wird bald – und dann auch im Westen – der Traum von der guten, alten DDR beginnen, wo man zwar dies und jenes nicht hatte, immerhin doch glücklicher war. Da es Historiker interessiert, wie es gewesen sein könnte, wird auch dieser Traum seinen Platz in den Annalen finden.

Eine Darstellung der Museumsgeschichte in der BRD aus dem Blickwinkel individueller Erfahrung, wie ich sie hier versucht habe, scheint mir deswegen notwendig, weil bisher zu sehr die Neigung bestand, objektive gesellschaftliche Fakten zu benennen, die handelnden Menschen jedoch wegzudrücken. Wie erst das Doppelbild des schielenden Blicks wahrheitstaltig sein kann, so müssen beide Blickwinkel in einem gesehen werden – wo es sich nicht deckt, besteht eine Tendenz zur Realitätshaltigkeit. Aus der Perspektive persönlichen Erlebens heraus muß zwangsläufig die Uneinsichtigkeit der Gegner im Vordergrund stehen. Die gesellschaftliche Analyse würde deutlich machen, daß die Gegner aufgrund ihrer objektiven Interessen nicht diskursfähig sein konnten. Der Andachtsraum Museum, die spezifische Aura des Kunstwerkes darin, war auf zweierlei Weise zerstört worden. Durch Erweiterung des Gegenstandsbereiches wurde das »Kunstwerk« relativiert; durch die Modernisierung der Präsentation war Kunst in den Raum geschichtlicher Tatsachen gestellt worden; da mußte die Ausstrahlung zu einer anderen werden. Unsere Liebe

gehörte der Geschichte und danach insofern der Kunst, als sie besonders sinnfällig und vielschichtig Geschichte aufhebt.

Insofern verläuft die Trennlinie zwischen jenen, die allein die Dinge lieben – vergangene oder gegenwärtige – und jenen, die die Menschen lieben. Daß wir den Fetisch zerschlagen, die Menschen über ihre Spuren an und in den Dingen aufscheinen ließen, war der Kern der Empörung. Aktuelle Strömungen setze ich der Verdächtigung aus, sie zögen den Fetisch der Spur von Menschen vor.